

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 1 (1897)

**Artikel:** Die Bekenntnisse eines Künstlers  
**Autor:** Moser, H.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-574434>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 05.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Wohl dürfte da wieder der Zufall die Hauptrolle spielen; denn mit einer systematischen Forschung in den Archiven ist, dessen bin ich sicher, nichts mehr zu erreichen.

Durch Zufall ist das Bild uns ja auch erhalten geblieben, durch Zufall entdeckt und gerettet worden. Der Zufall brachte es zurück in seine alte Heimat, die Professor Rahn ebenfalls zufällig nachzuweisen imstande war. Und wieder der Zufall nannte uns die Namen der Stifter.

So möge denn die Vorsehung auch fernerhin den glück-

lichen Zufall leuchten lassen über dem Meisterwerke Hans Holbeins des Jüngern, des größten Malers, den die deutsche Renaissance hervorbrachte und dessen Bedeutung Wolkmann so zutreffend in die kurzen Sätze kleidet:

„Wo Dürers Arbeit aufhörte, setzte Holbeins Tätigkeit ein. Er führte praktisch durch, was Dürer theoretisch erkannte; ihm war von Anfang eigen, was Dürer nur im letzten Werk und auch da nur annähernd erreichte: Der freie Sinn für die Schönheit der Form.“



Von H. Moser, Zürich.

Mit Portrait und 16 Abbildungen aus J. Stauffachers „Studienreisen“\*).

Wie Kinder wandern wir durch die Museen, ohne Fragen und ohne Fragen, getrieben von einer naiven, frommen Sehnsucht nach einer göttlichen Schönheit, die wir wahrscheinlich nicht finden werden, weil sie vielleicht kein Maler malen, kein Dichter dichten und kein Sänger singen kann . . .“ Das sind nicht die Worte eines oberflächlichen, blasirten Kunstkritikers jener Art, die zwar selbst zeitlebens unproduktiv und ohne feineres Nachempfindungsvermögen ist und dennoch in Sachen der Kunst die öffentliche Meinung zu machen sich vermisst; es ist vielmehr das ehrlich bescheidene Bekenntnis eines Mannes, der selbst ein ringender Künstler und in seiner Art einer der bedeutendsten ist.

Stauffacher hat mit seinen in den 80er Jahren veröffentlichten „Baumbach-Vignetten“ und seinem Werke „Studien und Kompositionen“, die sich im Auslande besonders eines guten Rufes erfreuen, und später mit seinen „Pflanzenzeichnungen“, nachdrücklich besonders aber in seiner Stellung als Lehrer an der Zeichnungsschule des Gewerbemuseums in St. Gallen unserm Kunstgewerbe nach mehr als einer Seite hin neue Impulse gegeben. Er hat also durch eigenes produktives Schaffen sich als einer jener Berufenen ausgewiesen, die in Dingen der Kunst ein wirklich bedeutsames Wort mitzureden haben.

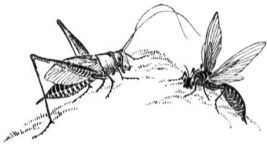
Jene einseitige Kunstgelehrsamkeit, die hochmütig ihren Blick von der Gegenwart abwendet und alle künstlerische Größe und Offenbarung nur in den Werken der großen Meister vergangener Jahrhunderte finden will, jammerte unserer Zeit lange genug vor, daß sie sich keinen Stil zu schaffen vermöge. Unter dessen haben freilich schaffende Künstler, deren Drang nach Veräußerlichung ihrer Gedankenwelt sich nicht im bloßen Worte Genüge thut, redlich und rastlos darnach gerungen, auch unserer Zeit und dem, was sie bewegt, wenigstens im Kunsthandwerk und in der Industrie einen charakteristischen Stil zu geben. — Stauffacher hat daran sein gutes Teil. Seit zwei Dezennien schon sucht er uns die jubelnde Daseinsfreude der Frühlings-

natur, die reisende Fülle und die Rosenpracht des Sommers, die Farbenfreude des größten aller Landschaftmaler, des Herbstes, in tausend und tausend Blumenangefichtern und Blattgewinden zu bannen. Keiner vielleicht hat dem taubehängenden Grashalm, dem nickenden Blumenhaupt und den hundert Blattvarietäten mit ihren Lichtreflexen, so viel intime Schönheit abzugewinnen vermocht, wie er.

Daß er aber nicht nur mit Pinsel und Stift, sondern auch mit dem lebendigen Wort gewandt und energisch für seine Ideen über Kunsthandwerk, künstlerische Erziehung und Kunst überhaupt zu fechten vermag, beweist seine neueste Publikation, die „Studienreisen“. Das Buch ist in seiner Ausstattung wahrhaft vornehm. Es verdankt seinen Ursprung zunächst einer Reise nach Deutschland, die der Verfasser auf den Wunsch des kaufmännischen Direktoriums in St. Gallen machte, um in München, Stuttgart, Bauen, Dresden und Leipzig die Kunstgewerbeschulen und Museen zu besuchen. Weil aber hier ein gründlicher Kenner seines Faches ein scharfer Beobachter, vor allem eine ausgesprochene Künstlerindividualität, ein mit der Kunstgeschichte, den besten Alten und den tüchtigen Meistern der Gegenwart lang vertrauter Künstler sein Urteil spricht, ist das Buch ein Werk von außergewöhnlicher Bedeutung geworden, für das jeder dem Verfasser dankbar sein wird, der es studiert hat. Es ragt auch nach der stilistischen Seite merklich über das Niveau der letzten Publikationen auf verwandtem Gebiete hinaus; denn Stauffacher ist nicht nur einer der talentvollsten Interpreten der lachenden Naturwunder an Hecken und Hägen, in Feld und Hain, sondern auch ein echter Dichter, ein origineller Mann des Wortes, dem für das prägnante Bild, den Witz und Sarkasmus, den Humor und die überlegene Weisheit des Gereiften, für alle Formen, Farben,

\*) „Studienreisen“ von J. Stauffacher, St. Gallen. Das Werk besteht aus einem elegant gebundenen Terzband in Groß-Oktav-Format (18 Bogen mit 23 Bildtafeln und einer gleichartig ausgestatteten Prachtmappe mit 46 Tafeln). Preis Fr. 35. Im Selbstverlage des Autors.





Gedanken und Stimmungen immer auch der sprechende Ausdruck zu Gebote steht.

Diese Sprache an und für sich schon, vom Inhalt abgesehen, wird dem, der zu genießen fähig ist, Stauffachers Buch zu einer herzerquickenden Lektüre machen: sie ist bald

kraftvoll, bald weich, polternd wie ein fecker Naturbursche und wieder zart wie die Konturen seiner Rosen, wetternd wieder oder einschmeichelnd süß, melodisch oder rauh, oder klirrend wie aufschlagende Schwerter, je nachdem Zorn oder Liebe und Begeisterung ihm die Worte diktieren. Dabei ist er immer bedeutungsvoll und voll Geist, und selbst da, wo er, wie in seinem harten Urteil über die „Moderne“, den Widerspruch herausfordert, wird man seinem Buche nicht abstreiten wollen, daß daraus ein ganzer Mann, ein ganzer Charakter spricht. Was Stauffacher einmal von dem in seinem Urteil so hoch stehenden Krumholz sagt, mit dessen Künstlerindividualität er sich innerlich verwandt weiß, das gilt eben auch von ihm selbst: „er ist ein Vorbild unermüdlicher Schaffensfreude und goldlauterer Treue gegen die Natur und das eigene Künstlergewissen.“

Durch jahrelanges gewissenhaftes Sichvertiefen in das Studium der nimmer zu erschöpfenden und nie versagenden Natur hat sich der Verfasser der „Studienreisen“ redlich bestrebt, seine künstlerische Potenz zu steigern. „Die Naturformen stilisieren, bevor man sie genügend als feinfühlernder Maler und gebildeter Botaniker studiert und kennen gelernt hat — heißt gedankenlos und einseitig schnörkeln,“ sagt Stauffacher in seinem raffigen Vorwort zu den „Pflanzenzeichnungen“.

Und auch in den „Studienreisen“ führt er immer wieder zur Natur zurück und was er ihr an erquickender Schönheit abgelauscht, das verkärt er im Liede, ein echter Meister des Verses, oder es athmet aus seinen duftigen, sonnleuchtenden Blumen und Ranken. Dabei läßt er uns Tiefblicke in das künstlerische Schauen und Schaffen thun: „Selbst feiner organisierte Menschen,“ sagt er, sehen in der Natur und im Leben die vollendete Schönheit der Formen und Farben nur auf flüchtige Minuten, und selten oder nie erscheint sie ihnen als großes Ganzes in ungetrübler Reinheit. Der Künstler aber sammelt die verschiedenen Eindrücke in seinem Kopf und in seinem Herzen, er verarbeitet und konzentriert sie, je nach seinem Talent oder seinem Genie, zu einem einheitlichen Ganzen, das ebenso wahr und lebenskräftig ist als die Natur, und das doch nur er nachempfinden und nachbilden konnte. Die ewige Schönheit, von der überall, selbst im Unharmonischen und Häßlichen noch ein göttlicher Funke vorhanden ist, soll er mit durstigen Augen und sehnsuchtsvollem Herzen in sich aufnehmen. Er allein hat die feinen Sinne, die hierzu nötig sind, und weil ein Gott sie ihm gegeben, so muß er seine Mission erfüllen.“

So gereift an der nie alternden Lehrmeisterin, wußte er sich zur vollbewußten Selbstständigkeit im Urteil durchzuretten,

was in unserer Zeit, da alles, auch die Kunst, die dichterische und die bildende, eine Beute des gewissenlosesten Claqueurwesens zu werden droht, an einem Autor nicht hoch genug angeschlagen werden kann; im stilistisch vornehmen Gewande der „Studienreisen“ ist es aber doppelt willkommen.

Hier wird die zwiefache künstlerische Veranlagung nicht zur Disharmonie; denn in dieser starken, gesunden Natur ergänzen sich Beide, der Schriftsteller und der Zeichner, der Maler und der Poet, und es ist wohl eine Folge dieser innern künstlerischen Harmonie zwischen Beiden, daß der Prosaist in Stauffacher oft eine Glätte und einen innern Wohlklang des Stils zeigt, wie er keinem halben Duzend unter den besten deutschen Schriftstellern von heute in höherem Maße eigen ist: Die „Fahrt nach München“ und den visionär großen „Traum in Stuttgart“ geschrieben zu haben, dürften die Angeesehensten unter ihnen stolz sein. Freilich — sie würden ihn nicht geschriebe-

haben, diesen „Traum“, denn es fühlt keiner mehr, wie die Größten der Kunst zu allen Zeiten es gethan, naiv und groß zugleich ...

Es muß als ganz selbstverständlich erscheinen, daß eine so ernst ringende, feinfühlernde Natur mit manchem im Kunstleben der Gegenwart nicht einverstanden sein kann. Und derweil Stauffacher ein scharfes Wort nicht scheut, ist sein Buch auch zur Streitschrift geworden. Aber zur Streitschrift im besten Sinne des Wortes, zur Streitschrift voller Taten, die er freilich nicht immer standiert. Der Wig bligt und die Klinge sauft — — hui! ist das ein fröhliches Fechten!

Ein wilder Zorn faßt ihn auf der Ausstellung der Sezessionisten in München unter den Frechlingen der Modernen; er möchte sie aus dem Tempel jagen, den sie entweißen. Da prasseln die Hiebe seiner grimmigen Satire nur so auf die Meister der Sezession nieder, die das Häßliche und Freche malen, um die blaßierte Menge stutzig zu machen und auf diesem nicht ungewöhnlichen Wege genannt und bekannt zu werden. „Höhnisches, nervös-empfindendes,

marktschreierisches, undeutliches und unmännliches Komödiantenvolk“ nennt er sie, „das der Kunst und dem Namen der göttlichen, ewigen Schönheit Hohn spricht, die große, reine Harmonie der Schöpfung und die unaussprechliche Tapferkeit und Liebefähigkeit des Menschenherzens verlästert und verleugnet.“

Hier ist Stauffacher vielleicht in einem Irrtum befangen. Die Welt ist nicht nur physisch, sondern auch psychisch Bewegung. Sie ist nicht Harmonie, sondern ewiger Wechsel von Harmonie zur Disharmonie und umgekehrt. Vielleicht ist das Resultat dieses Kampfes doch einmal die Harmonie; wir ringen darnach, und in der Kunst allerdings soll dieses Ringen den edelsten Ausdruck finden, das ist ihre ideale Substanz.

Freilich, vor Robert Haugs historischem Bilde in der Sezession, „Blüchers Vortrab erblickt nach der Schlacht bei Leipzig den Rhein“, bleibt er bewundernd stehen. Es wirkt auf ihn, wie eine Erlösung von den tollen Einfällen verzweifelter Künstler. „Blücher, urdeutscher Helbengeist, schleudere einen zischenden Flammenstrahl in das verbunnelte Gewimmel der



J. Stauffacher, St. Gallen.



gold- und lorbeergerigen Carrière-  
herab," ruft Stauffacher aus — — — „Er  
schleudert ihn nicht — und du, deutsches  
Volk, magst selber sehen, wie du dich der  
Verlotterung und Blasphemie in Litteratur  
und Malerei erwehrt. Wenn der liebe  
Gott es gut mit dir meint, woran ich  
nicht zweifle, so schickt er dir einen großen

Reiniger, der mit dem flammenden Schwerte des Geistes den  
fremden Cynismus und die entnervende greisenhafte Lüsterheit  
zum Land hinauswirft."

Sein Zorn gilt auch jener Selbstgefälligkeit Halbta-  
ntierter, wie sie geleckt und gebügelt überall an untern Kunst-  
schulen herumflänieren, artistische Ambitionen reichlich besitzend,  
aber nicht die innere Kraft, sie zu befriedigen; oder den Präten-  
tiosen im Musterzeichnen, die Deutschland einen Stil gegeben  
zu haben wähnen und doch nur Kopiermeyer der Alten sind. Wie  
Keulenschläge wirken ferner Stauffachers Worte auf das moderne  
Krebsübel, die Bürokratie, die im Vollgefühl ihrer Unfehl-  
barkeit und ihres Allgenies unre Kunstgewerbeschulen so lange  
bis ins kleinste Detail hinein organisiert und reglementiert,  
bis der gute Geist künstlerischer Freiheit gründlich  
daraus vertrieben ist. An diesen dünselhaften und  
innerlich doch so ideenarmen Bürokratismus denkt  
er, wenn er gepunztes Leder oder gepolsterte Lehr-  
sessel sieht.

Wer von der Aufgabe des Lehrers an einer  
Kunstgewerbeschule einen so hohen Begriff hat wie der  
Verfasser der „Studienreisen“, wer selbst große  
finanzielle Opfer nicht scheut, um jungen Talenten  
die Weiterbildung in den großen Kunstzentren zu  
ermöglichen, der ist ja wohl berechtigt, auf den kurzfristigen  
hofmeisternden Bürokratismus herabzuwettern, welcher in  
wichtigstuerischer Umständlichkeit mit seinen Programmen für  
jedes Handwerk eine bessere Weisheit fließen läßt und bei all'  
dieser Geschwägigkeit das Notwendigste vergißt: Die richtige  
Aufmerksamkeit auf das einzelne Talent und die künstlerische  
Konzentration.

Einen ersten Blick auf die Erziehung der jungen Gene-  
rationen werfend, schreibt Stauffacher:

„Würde unsre Jugend in den Schulen nicht mit allerlei  
nichtsutzigen Zeug überbürdet, sondern an Herzensadel, an  
Verständnis für die Natur und an Respekt vor dieser uner-  
gründlichen Großartigkeit und Harmonie täglich reicher, sie  
würde zugleich bescheidenener gegen Gott und die Menschen,  
pflichtbewußter und widerstandsfähiger im späteren Leben.  
Dann würde auch ein gutes Stück der sozialen Frage ver-  
schwinden und die Standes- und Vermögensunterschiede würden  
sich nicht mehr, wie heute, in den Primar- und Realschulen zc.  
fühlbar machen, so daß arme liebe Buben und Mädchen, die  
nichts dafür können, daß ihre Väter nicht auch  
ein Vermögen zusammengerackert haben, sogar an  
den Tagen der allgemeinen Festfreude ihre Dürf-  
tigkeit empfinden müßten. „Selig sind die Armen  
und Notleidenden“, sprechen salbungsvoll die Him-  
melspötrner und machen verständnisinnig einen  
unterthänigsten Bückling vor denen, die vorder-  
hand die irdische Glückseligkeit nicht mit dem  
bessern Jenwärts vertauschen möchten. — „Eine Priße  
gefällig, hochwürdigster Herr Pfarrer? Sie kennen  
mich, ich meine es gut, und ich jage gerne die Wahr-  
heit.“ —

Es ist der Weise, der so spricht, das Leben fassend, wo es  
zu fassen ist und künstlerisch gestaltend und auskostend, sich und  
der Welt zur Freude. Solche schaffensfrohe Bollkraft eines  
Künstlertalentes verträgt sich ganz natürlich auch schlecht mit

einer recht anmaßenden und dennoch thatenarmen  
Gelehrtenjorte in der Kunstgeschichte und der  
Kritik. Dieser Kunst widmet der Autor der  
„Studienreisen“ seine intimsten und hübschesten  
Besheiten. „Ach, ich habe sie oft an der Arbeit'  
gesehen, diese gelehrten Hühner, die siebenund-  
zwanzigmal gackern, bevor sie etwas Nützliches  
ins Nest legen . . . Wenn so ein simplen „Zeich-  
nungslehrer“ seine Sachen nicht besser wüßte  
und könnte, das gäbe eine hübsche Lotterei  
im Kunstgewerbe.“ Man sieht, unserm Stauffacher  
macht das gelehrte Popptum, das Urväterchens  
Hausrat, und nichts als das sammelt, kein X für  
ein U vor.

Und doch — er ist kein kleinlicher Häßer; dafür fühlt er  
als Mensch und Künstler zu groß und edel. „Ich hasse dich  
gar nicht, nein, ich liebe dich, Menschheit, du großes, törichtes,  
übermütiges Kind, das hundert- und tausendmal über die  
gleichen Steine purzelt, sich verwundert wieder auf die Beine  
stellt, das rote Blut von der Nase wischt, dann lacht und ver-  
gibt; mit den lieben hellen Kinderäugen in den tiefen blauen  
Himmel hinaufschaut und weiterwandert — mit unsichern  
kleinen Schritten zwar, aber mit einem fabelhaft zähen Glauben  
an eine große, schöne Zukunft, die endlich kommen muß.“

Stauffacher poltert sich wohl manchmal in seinem Buche  
tüchtig aus, und so herzerfrischend auch die rollenden Donner-  
wetter einschlagen in unsre Zeit der heuchlerischen Konventionz,  
so möchte man dennoch wünschen, er hätte da und dort seinem  
Ingrimm die Zügel ein wenig angelegt. Er ist eben ein Sohn  
seiner Berge und verleugnet es nicht. Grob, ehrlich und herz-  
lieb, wie er von seinem Blücher sagt, sind bis jetzt die Besten  
unseres Landes gewesen und sie sollen es bleiben, solange wir  
noch gesund sind bis ins Mark hinein! Uebrigens ist in unserm

Autor der Künstler und Schriftsteller bedeutend genug, um  
verlangen zu können, daß man ihn zu verstehen suche.

„Aber er spricht zu viel von sich selbst?“ Nun ja,  
und eine schöne Zahl von Namen ihm befreundeter  
Männer, die er am Schlusse des Werkes aufzählt,  
hätten wir ihm auch erlassen. Da aber die zweite  
Hälfte dieser „Studienreisen“ auch eine kleine Geschichte  
der Zeichnungsschule St. Gallen ist, war das Neben  
von sich selbst nicht zu umgehen. Möchten nur alle,  
welche mit der künstlerischen Erziehung unseres Volkes,  
die ja immer noch so jämmerlich brach liegt, zu thun

haben, gerade dieses Kapitel recht gründlich studieren. Was der  
künstlerisch gereifte und praktisch erfahrene Lehrer des kunst-  
gewerblichen Zeichnens hier über seine Auffassung des Unter-  
richtens sagt, wird noch Bedeutung behalten, wenn schon alle  
die bekannten berüchtigten „Programme“ unserer Kunstschulen  
lange, lange vergessen sein werden. Das ist's eben: Die Form  
thun's nicht, der Buchstabe und der Paragraph thun's nicht, —  
der Geist nur schafft Bleibendes!

Die übrigens kurze Autobiographie eines Mannes, der  
sich durch tapfere Arbeit und redliche Selbsterziehung vom armen  
Hirtensbuben zum geachteten Künstler, zum feinen Stilisten  
emporgearbeitet hat, sollte nicht von Interesse sein? Für die  
Denkenden und Kämpfenden gewiß! Unser Autor anerkennt un-  
umwunden die Arbeit der Tüchtigen, die auf seinem Gebiete  
redlich mitschaffen, wie z. B. ein Hoffmann, Krumbholz, Seider,  
Flinzer, ein Walter Crane, Meurer und der geniale Grafset u. a. m.  
Er beweist damit also, daß jene Bescheidenheit, die allein  
wahre, auch ihm eigen ist: Die landesübliche „Bescheidenheit“  
ist gewöhnlich Heuchelei oder — noch etwas Schlimmeres . . .

Auf seinem Gang durch die Museen in München und  
Dresden führt uns Stauffacher auch vor die Geistesgewaltigen  
der Vergangenheit, zu Lukas Cranach, Dürer, Holbein, Murillo,  
Raphael, Michel Angelo — im Fluge nur, denn er will keine  
Kunstgeschichte voll gründlich langweiliger Gelehrsamkeit schreiben.  
Seine Worte wiegen jedoch vor mehr als einem Wilde Kompendien  
der gelehrten Dürre auf, weil hier eben ein Künstler spricht,  
der mit seiner starken Sensibilität die Visionen der Großen  
wiedererschaut. Mit einem kurzen Worte weiß er uns an  
Schönheit zu offenbaren, was dem innern Auge bisher verborgen  
lag. Da stehen wir z. B. vor der Sirtinischen Madonna. Wieviel  
ist über das unvergleichliche Bild geschrieben worden; aber den  
beiden wunderbaren Engelköpfchen, die sich auf den untern Rand  
des Gemäldes stützen, vermochte nur eine tiefkognal empfin-  
dende Natur diese auf einmal das ganze Bild verblüffend erhell-







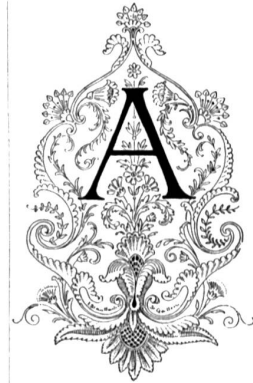
Rosen-Kopfleiste.



Rosenknoipen=Schlußstück.



Kopfleiste des München-Kapitels.



Initial.



Distel-Initial.



SeceSSIONisten-Kopfleiste (Stuck).



Lindens-Initial.



habe den Mut, zu sagen, wie du siehst und wie du empfindest! Das predigt uns eindringlich Stauffachers Buch, und darin liegt

ende Deutung zu geben. Man lese ferner, mit welchem Scharfsinn die Schwächen Rubens als Tiermaler in einem Vergleiche mit Frieses «Brigands du désert» aufgebeckt werden.

Solches Anichauen durch das Medium des Künstlerauges macht uns mit einem Schlage frei vom aufdringlichen Konventionalismus der Kritik. Suche nachzuempfinden, lebe dich hinein in die Stimmung, aus welcher der Künstler gestaltet hat und dann

seine Bedeutung für alle, die sich ein vom herkömmlichen Doktrinarismus unbeirrtes Genießen dessen wahren möchten, was die providentiellen Geister auf ihrer Sonnenhöhe Unvergänglichliches geschaffen haben.

An den vielen reizenden, ab und zu auch feinsatirischen Ornamenten und Blumengewinden, womit Stauffacher sein Buch geschmückt hat, mögen die jungen Talente in unsern Kunstschulen ersehen, wie ernst der Mann es mit seiner Kunst nimmt. Sie werden den Tüchtigen eindringlicher als alle Worte zum Studium der Natur drängen und aus den lehreichen und vorzüglich ausgeführten Arbeiten in der beige-schlossenen Mappe mag ihm ersichtlich werden, wie weit man es mit Fleiß und Talent unter der verständnisvollen Leitung eines Meisters im Auffassen und Wiedergeben der Natur bringen kann.

Allen ehrlich Strebenden unter unsern Kunstschülern sollte das Werk in die Hand gegeben werden. Sie würden daraus für ihren Lebensweg schöpfen, was ihnen so leicht kein Lehrer zu geben vermag: freien Blick, unabhängiges Urtheil und die Kraft, ihrer Eigenart den Platz zu erobern und sie zu verteidigen. Es müßte ihnen zum Freunde durchs Leben werden. —



## Die Preis-Novelle.

Von Jonathan, Zürich.

In einem von der besseren Bürgerklasse besuchten Restaurant der alten Hansestadt Hamburg saßen am vierundzwanzigsten Dezember 189. zwei jüngere Männer über ihrem anspruchslosen Abendbrot.

Sie waren beide im gleichen Alter von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, von ähnlicher Statur, groß und kräftig; aber während der eine mit dem reichen braunen Haar und den hellen blauen Augen eine heitere Miene zeigte, blickte der andere mit dem bleichen Teint schwermütig und traurig drein. Sein Kopfsaar, das Schnurrbartchen und die Augen waren schwarz und verliehen dem durchgeistigten Gesichte einen ernsten Charakter, die violetten Ringe um die großen, schönen Augen ließen auf lange Nacharbeit schließen; in seinem ganzen Wesen hatte der junge Mann etwas ungemein Anziehendes und das lag wohl zumeist in dem freundlichen, milden Glanze, der von den dunklen Augen ausstrahlte.

„Es war wieder umsonst, lieber Max“, wandte er sich, nachdem er eine Zeitlang in Gedanken vor sich hingeblickt hatte, an seinen heiteren Tischgenossen, „vor kaum einer Stunde erhielt ich das Manuskript meines Romanes zurück. Gerade heute, am Weihnachtsabend! Die Arbeit sei nicht schlecht, schreibt mir der Verleger mit gewohnheitsmäßiger Höflichkeit, aber die epische Behandlung des schönen Stoffes allein genüge der heutigen Leservelt nicht mehr. Man verlange krassen Realismus im Stile eines Zola, die Mystik eines Ibsen, die psychologische Vertiefung von Peter Ranssen, Gabriel d'Annunzio oder die Lüsterheiten der ganz Modernen. Meine schlichte Erzählung — so nennt er meine Arbeit — würde nicht genügend gewürdigt werden. Was nützen mir seine wohlmeinenden Worte? In mir pocht die Poesie eines vergangenen Jahrhunderts, die, so fürchte ich, mit so vielem Anderen, Schönen, für immer verschwunden ist. — Immerhin würde der Verleger,“ setzte der Sprechende nach kurzer Pause traurig lächelnd

hinzü, „den Druck übernehmen, da er sich der Thatsache nicht verschließen könne, daß es doch noch Leser gebe, die an einer weniger raffinierten und weniger pikanten Lektüre Geschmack fänden. Als Geschäftsmann stellt er jedoch nur die eine Bedingung, ich hätte zu den Druckkosten, die sich auf fünfzehnhundert Mark belaufen, ein Drittel beizusteuern! Woher soll ich denn fünf-hundert Mark nehmen?“

Dem Freunde war die bittere Ironie nicht entgangen, die der junge Schriftsteller in seine Worte gelegt hatte. Er hätte ihm gerne geholfen, aber, du lieber Gott! Fünfhundert Mark waren auch für den jungen Musiker Max Felber eine große Summe.

Beide jungen Leute waren früh verwaisst. Schon als Knaben hatten sie innige Freundschaft geschlossen, und das Band wurde nur noch fester angezogen, als beide durch einen grausamen Zufall mit kaum sechzehn Jahren vater- und mutterlos in der großen Welt blieben. Die tückische Influenza hatte in dem unansehnlichen Häuschen, das die kleinen Familien bewohnten, schonungslos ihre herzbrechende Ernte gehalten, und der Schmerz der beiden Waisen war so riesengroß, daß ihnen an der Bahre von Max' Mutter — sie war die letzte gewesen — keine Thräne mehr kam. Erst als sie sich nach einigen Tagen in dem engen Dachstübchen fanden, das ihnen nun als gemeinsame Wohnung diente, machte sich das furchtbare Weh Luft, und viele Nächte lang hörten die Nachbarn durch die dünnen Wände das Schluchzen der beiden Verlassenen.

Von jenem Zeitpunkte an waren sie auf sich selbst angewiesen. Julius Gerich präparierte auf dem Gymnasium seine Kollegen für die Examina, die den jungen Herrchen stets ein Schrecken waren, während er sie spielend überwand, Max gab Klavierstunden und kopierte Orchesterstimmen. Des Sonntags waren sie bald in dieser, bald in jener Familie, in die sie durch ihre Be-